Eine alte Neue Welt

Poetisch verfilmte Spurensuche im Habsburgerreich

Ein erfrischend intellektuelles Erlebnis mitten in einer Woche, in der einen die allgemeine Verdummung durch die Wahlkampfpropaganda verzweifeln lässt. Auf dem Titanic-Filmfestival wurde der neue Film des österreichischen Regisseurs Paul Rosdy präsentiert. Schon vor Jahren erntete dieser großen Erfolg mit seinem schönen, hochinteressanten Werk „Zuflucht in Shanghai", das die kaum bekannte Geschichte der 20.000 europäischen Juden behandelt, die zwischen 1937 und 1941 in der chinesischen Großstadt Zuflucht fanden. Zu verdanken ist dem Regisseur unter anderem auch ein Foto, auf dem einige dieser Flüchtlinge zu sehen sind, die in einem Café in Shanghai ihr Leibjournal, den Pester Lloyd, genießen...

Ein versunkenes Atlantis, das vielleicht langsam wieder entdeckt wird

Rosdy entführt uns auch mit seinem neuesten Werk, das nun, ein Jahr nach seiner Premiere auf der Viennale in Budapest zu sehen war, wieder in die Vergangenheit. Die Idee ist kolossal: der Österreicher besuchte einige „typische" Städte, Ortschaften und Gegenden der versunkenen Donaumonarchie, um aufzuzeigen, wie dort das Leben heute „in der neuen Welt", über 80 Jahre später, aussieht. Meist schrecklich, sieht man die Bilder der zahnlosen rumänischen Holzfäller, die im Frost arbeiten, oder die Trolleybusfahrerin und Mutter aus Czernowitz, die das Wasser von der Straße ins Haus schleppt. Wenn der Rabbi aus Stanislau das Feld zeigt, auf dem hunderttausend ermordete Juden liegen, sehnt man sich zurück in die – angeblich – so gute alte Welt. Unter der Herrschaft der Kaiser und Könige mussten die Holzfäller zwar ebenfalls hart arbeiten, doch dass sich ihre Lage auch nach zwei Generationen nur wenig verbessert zu haben scheint, stimmt bedenklich. Stanislau zählte in der Vergangenheit ganze 23 Synagogen, heute nur noch eine, nachdem der größte Teil der Gläubigen ausgerottet wurde. Ein Höhepunkt des Films bietet ein 92 Jahre alter Mann, der die Grausamkeiten des Krieges überlebte und mit Tränen in den Augen das Lied singt, das den ehemaligen Kantor der Synagoge, den später weltweit gefeierten Tenor von Berlin, Josef Schmidt, so berühmt machte.

Auch der Süden des einstigen Imperiums wird besucht. Das Theater von Timisora (Temesvár), wo das Gebäude des Operettentheaters ebenso aus der alten Zeit stammt wie der Stil der heutigen Vorführungen. Im wieder lebendigen Sarajewo hören wir den Imam und treffen auf die Büste des dort erschossenen Thronfolgers Franz Ferdinand, die in den Lagerraum des Museums verbannt wurde. Im Gegensatz dazu zeigen die Kroaten in Cattaro / Kotor stolz das Fahnenband, das ihre Schiffsleute-Vorfahren einst von seiner kaiserlichen Hoheit erhielten. (Bei Cattaro schlug der ungarische Admiral und spätere Reichsverweser Miklós Horthy die italienische Flotte, könnten wir noch seitens der Magyaren ergänzen.)

Bedauerlicherweise ist vielleicht das ungarische Kapitel am wenigsten geglückt: der Zigeunermusiker Mihály Samu aus Nyírmada ist sympathisch und repräsentiert gut das traurige Schicksal seines Volkes, auch wenn der relativ wohlhabende Mann wohl kaum für die Hunderttausenden verarmten Roma im Lande repräsentativ ist. Dennoch hätte man sich gerade für das „Mittäter-Land" der Monarchie anstelle des etwas klischeehaften Bildes von Puszta und Zigeuner etwas Originelleres, Aussagekräftigeres gewünscht. Nicht, dass die Roma keine Ungarn wären, wie dass in abstoßender Weise von dem einen oder anderen ungarischen Zuschauern vermerkt worden war – das sind sie ohne Frage. Dennoch wäre eine andere Figur für die historische Reminiszenz möglicherweise geeigneter gewesen.

All das ändert jedoch nichts daran, dass Paul Rosdy ein kleines Meisterwerk geschaffen hat. Er arbeitete mehrere Jahre an dem Film, suchte alte Filme, Bilder und Zeitungsmeldungen zusammen und konfrontierte das Gewesene mit der Gegenwart. Traurig, aber war: die Bilder der fernen Städtchen und Dörfer unterscheiden sich auch nach all den Jahren nur kaum. Vielen Menschen scheint es gar nicht gut oder zumindest kaum besser zu gehen als damals in der alten Welt. Die Kirchen und Kaffeehäuser, ein Hauch von Musil und Roth, von Schnitzler und Hoffmansthal, auch sie sind heute noch vorzufinden. Rosdys Film zeigt, was die „neue" Welt von der alten auch heute reflektiert, er macht auf ein zeitweise versunkenes „Atlantis" aufmerksam, das im Zuge der Erweiterung der europäischen Grenzen vielleicht langsam wieder entdeckt wird. Tiefe Spuren der gemeinsamen Vergangenheit sind zu finden, große Möglichkeiten einer wirklich neuen Welt könnten sich eröffnen. Bis dahin sollte nicht versäumt werden, den Streifen in österreichischen und ungarischen Schulen zu zeigen.

a.h.-h